

Carmen Rohrbach

JAKOBSWEG

Wandern auf dem Himmelspfad

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN



Erweiterte Neuausgabe

Erstausgabe: Frederking & Thaler Verlag GmbH, München 1991

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2026

Hermann-Herder-Str. 4, 79104 Freiburg

Alle Rechte vorbehalten

www.herder.de

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich an
produktsicherheit@herder.de

Umschlaggestaltung: geviert, Augsburg

Umschlagmotiv: © shutterstock / jorisvo

Herstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN Print 978-3-451-03664-4

Inhalt

Vorwort: Pilgern ist nicht Wandern	11
Von Deutschland nach Frankreich	17
Von Saint-Jean-Pied-de-Port nach Roncesvalles	27
Roncesvalles	41
Von Roncesvalles nach Linzoain	47
Von Linzoain bis Guendulain	56
Von Guendulain bis Lorca	76
Von Lorca bis Torres del Rio	90
Von Torres del Rio nach Logroño	101
Von Logroño nach Nájera	113
Von Nájera nach San Millán de la Cogolla	120
San Millán de Suso	131
Von San Millán de Suso nach Santo Domingo	139
Von Santo Domingo nach Juan de Ortega	149
Von San Juan de Ortega bis Silos	161
Von Silos bis Villalcázar	181
Villalcázar de Sirga	200
Von Villalcázar bis Sahagún	208
Von Sahagún bis León	217
Von León nach Astorga	231
Von Astorga bis Ponferrada	240
Von Ponferrada bis Peñalba	254
Nach Villafranca del Bierzo	261
Von Villafranca nach Cebreiro	263
Von Cebreiro bis Portomarín	275
Von Portomarín bis Monte Gozo	283
Santiago de Compostela	292
Finisterre	305

DER JAKOBSWEG IM MITTELALTER





*Wenn wir den ersten Schritt wagen,
auf dem Weg nach Santiago de Compostela,
kann dies der Anfang zu einer inneren Reifung sein.
Als Pilger sind alle auf dem selben Weg,
jedoch jeder auf seinem eigenen.*

VORWORT

Pilgern ist nicht Wandern

Pilgern liegt heute voll im Trend! Warum aber ergreift die Pilgerbewegung immer mehr Menschen? Auch in meinem Bekanntenkreis wächst seit einigen Jahren die Zahl derjenigen, die bereits Pilgererfahrung gesammelt haben. Sogar Personen, denen ich diese körperliche Strapaze gar nicht zugetraut hätte, machen sich zu Fuß auf den Weg. Andere wiederum versichern, nun auch auf dem Jakobsweg pilgern zu wollen.

Als ich im Jahr 1982 zum ersten Mal auf dem *Camino Francés* gepilgert bin, dem bekanntesten Weg, der durch Spanien von den Pyrenäen zum Jakobsgrab führt, war das Pilgern nach Santiago de Compostela in Deutschland so gut wie unbekannt. Erst recht wusste kaum jemand, dass dieser nur einer der zahlreichen Wege des Pilgernetzes ist, das sich über ganz Europa erstreckt.

Eine Weitwanderin war ich bereits zuvor. Meine längste und abenteuerlichste Strecke hatte mich über die Hochebene der Anden in Ecuador nordwärts von Otavalo bis Villcabamba im Süden geführt. Für mich war es weniger eine sportliche Herausforderung als vielmehr der intensive Kontakt zur Natur, der Bergwelt und der indigenen Bevölkerung. Und doch war diese Andenweitwanderung nicht vergleichbar mit den intensiven Eindrücken, die ich auf dem Jakobsweg erfahren durfte.

Meine Beziehung zum Jakobsweg empfinde ich wie eine schicksalhafte Fügung. Ich war damals in Südspanien, in Andalusien, auf den Spuren der maurischen Architektur unterwegs, als beim Frühstück in einer Dorfbar die Musik abbrach und der Radiosprecher von einem Grab im Norden Spaniens, in der Provinz Galicien, an der Atlantikküste, berichtete.

„Dort liegt Sankt Jakobus, einer der Apostel begraben“, sagte er noch.

Ich hatte davon noch nie gehört – auch nicht, dass seit über tausend Jahren Menschen zu diesem Grab pilgern. Voller Begeisterung wurde im Radio die beschwerliche Strecke von über 800 Kilometern

beschrieben. Ich staunte: Da gab es also einen Pilgerweg, der tausend und mehr Jahre alt ist und ich hatte noch nie davon gehört. Wieso eigentlich? Er ist noch da, und Menschen gehen ihn bis heute.

Zurück in Deutschland versuchte ich, mich zu informieren. Jeder, den ich fragte, antwortete: „Santiago de Compostela? Noch nie gehört. Meinst du vielleicht die Hauptstadt Chiles?“

Ein einziges Buch über den Jakobsweg fand ich, und das war auf Französisch. Auch die Kirche konnte mir nicht weiterhelfen. Im Erzbischöflichen Ordinariat in München erhoffte ich mir Auskunft. Der Würdenträger neigte den Kopf und lächelte wohlwollend: „Natürlich! Wir wissen, wer in Santiago begraben liegt. Ja früher, im Mittelalter, gab es diese Pilgerreise zum heiligen Jakob, aber heute ...?“

Meine Neugier war geweckt. Dass der Jakobsweg kaum bekannt war, schreckte mich nicht. Im Gegenteil: Es weckte mein Interesse und forderte mich heraus. Je länger ich über diesen Weg nachdachte, desto größer wurde mein Verlangen, diese Pilgererfahrung zu erleben. Es faszinierte mich, einem Weg zu folgen, der über tausend Jahre alt war, und den vor mir schon viele Millionen Menschen gegangen waren. Ich wollte nachempfinden, was die Menschen damals im Mittelalter, bewegt hatte, wollte mich einreihen in die Kette der Pilger, in die Vielzahl all jener Menschen, die seit dem neunten Jahrhundert ins ferne Santiago gepilgert sind: Menschen mit Wünschen, Sehnsüchten, Hoffnungen, Sorgen und Ängsten. So authentisch wie möglich wollte ich erfahren, was es bedeutet, Pilgerin auf dem Jakobsweg zu sein.

Was ich nicht erwartet hatte – in Spanien nahm man mich nicht als Wanderin wahr, sondern von den ersten Schritten an, seit ich die Pyrenäen überquert hatte, begrüßte man mich als Pilgerin, rief mir zu: „*suerte por el camino*“ – alles Gute für den Weg. Ich begriff, in Spanien war der Weg, *ihr* Weg, über all die Jahrhunderte im Bewusstsein der Menschen lebendig geblieben.

Mein Buch vermittelt ein Bild, wie ich den Jakobsweg damals, im Jahr 1982, erlebt habe, bevor er in Deutschland bekannt wurde. Inzwischen kommen sogar Menschen aus Übersee und Australien, um diese einmalige Pilgererfahrung zu machen.

Damals gab es kaum Wegmarkierungen, nur ab und zu einen gelben Pfeil. Heute leuchtet dem Pilger die Jakobsmuschel auf blauem



Grund von unzähligen Schildern entgegen. Die Jakobsmuschel ist das Schutzsymbol der Pilger und ihr Erkennungszeichen, das sie heute wie früher an ihrem Rucksack oder Pilgerhut befestigen. Ich hatte damals keine Muschel dabei und wusste nicht einmal um ihre Bedeutung. Doch als ich, nachdem ich Santiago de Compostela erreicht hatte, weiter nach Fisterra pilgerte, fand ich dort, an der Atlantikküste, meine Jakobsmuschel, die mich fortan auf meinen noch folgenden Pilgerwegen begleiten sollte.

Auch Pilgerherbergen, in Spanien *refugio* genannt, waren damals äußerst selten. Dafür wurde ich in den Dörfern umarmt, weil es Glück bringen soll, einen Pilger zu berühren. Bäuerinnen steckten mir kleine Münzen zu und baten mich, die Geldstücke in der Kathedrale von Santiago in den Opferstock zu werfen und für ihr Seelenheil zu beten.

In den Kapellen am Wegrand und in den romanischen Kirchen fand ich Geborgenheit. In der Stille, ohne die Anwesenheit eines anderen Menschen, kam ich zur Ruhe, fand zu mir selbst und fühlte mich von einem unbestimmbar Höheren, Größeren, Allumfassenden ergriffen. Ich lernte, die ungeheure und belebende Kraft der Gotteshäuser kennen, die so einfach und schlicht sind, dass der Raum selbst wirkt. Ich erfuhr, dass Frieden, Einkehr, Trost und Besinnung dem Menschen geschenkt werden, der sich darauf einlässt. In der weiten Landschaft der sonnendurchglühten *Meseta*, der spanischen Hochebene, hatte ich das Gefühl, meine Seele würde davonfliegen. Beim Eintritt in die dunklen, stillen romanischen Kirchenräume kam meine Seele wieder zu sich, und der Geist der Kirche verband sich mit mir.

Damals wie heute ist der Jakobsweg eine Herausforderung, die einen physisch und emotional an Grenzen bringen kann. Schritt für Schritt öffnen sich die Sinne für die beeindruckende Landschaft, aber auch für eine einzelne Blume am Feldrain. Doch immer ist es nicht allein ein äußerer Weg, sondern vor allem ein Weg nach innen. Erinnerungen an Vergangenes, oftmals Vergessenes und Verdrängtes, tauchen auf. Der Rhythmus des Gehens fordert uns zu Selbstreflexionen heraus.

So ist der Weg nach Santiago de Compostela auch immer eine Reise zu sich selbst. Mehr und mehr richtet sich der Blick nicht nur

zurück auf frühere Tage, sondern man begreift schrittweise, wohin die eigene Lebensreise zukünftig gehen kann und soll. Als Jakobspilger erkennt man, dass es unabdingbar ist, das Leben in die eigene Hand zu nehmen.

Bei diesem Erkenntnisprozess helfen auch Gespräche mit Mitpilgern, die sich spontan ergeben, bei einer Rast oder in der Herberge. Gerade auf dem Jakobsweg öffnen sich die Herzen der Menschen, die alle ihre eigene Lebensgeschichte haben. Eines ist gewiss: Niemand kehrt unberührt und unverändert von dieser Pilgerreise zurück.

Carmen Rohrbach, im Sommer 2025



Die Autorin im Jahr 1982 auf dem Jakobsweg
© privat

Von Deutschland nach Frankreich

Der Küster kommt gegen sieben Uhr morgens. Er betritt polternd die Kirche, stellt sich in die Mitte der Haupthalle und stößt plötzlich in alle vier Ecken Schreie aus. Ich sitze oben auf der Empore, unter der Orgel, und erschrecke sehr, glaube ich doch, dass er damit seinen Ärger über mein Eindringen in die Kirche kundtut. Was würde er als Nächstes machen, nachdem er bereits so gewaltig gestampft und gebrüllt hat? Mich die Treppe hinabstoßen, an den Haaren zur Kirchentür zerren und hinauswerfen? Doch welche Überraschung, der Mann schaut überhaupt nicht zu mir herauf. Er geht zum Altar, kniet nieder und betet. Offenbar hat er andere ungebetene Gäste mit seinem Schreiritual vertreiben wollen. Trotzdem fühle ich mich sehr unbehaglich. Nach dem Gebet hat der Küster vielerlei zu tun. Ich warte und warte, zuerst geduldig, dann immer dringlicher, denn meine Blase drückt unangenehm, und auch im Bauch rumort es mächtig. Der Mann ist nun in einem Nebenraum, aber ich höre ihn deutlich herumwirtschaften, und sicher würde er mich hören, wenn ich die knarrende Holztreppe hinabsteige. Doch ich muss raus! Der Küster ist mir nun gänzlich egal. Ich setze den Rucksack auf und – da hat er mich schon bemerkt. Flink hastet der alte Mann die schmale Treppe empor. Schon steht er vor mir, ein hagerer, leicht gebeugter Mann mit grauen Schläfen und buschigen, schwarzen Augenbrauen, unter denen mich seine dunklen Augen unwirsch mustern. Ein Schwall französischer Worte prasselt auf mich nieder. Wahrscheinlich glaubt er, ich sei eine Streunerin, die die Kirche verunreinige. Ich kann nur drei Wörter auf Französisch: merci, merde, je t'aime, aber damit werde ich mich wohl kaum verständlich machen können.

»Yo voy a Santiago de Compostela. Soy una peregrina. Ich gehe nach Santiago de Compostela. Ich bin eine Pilgerin«, sage ich auf Spanisch, das ich ganz gut beherrsche, in der Hoffnung, er werde wegen der Verwandtschaft der beiden Sprachen wenigstens den Sinn verstehen. Und dann zählte ich ihm die Hauptstationen meiner

Reise auf: »St.-Jean-Pied-de-Port, Roncesvalles, Pamplona, Logroño, Burgos, Fromista, León, Astorga, El Cebreiro, Samos, Puertomarin«, und nach tiefem Durchatmen und mit meinem strahlendsten Lächeln: »Santiago de Compostela!« Er schaut mich verblüfft an, zuerst ratlos, doch dann huscht ein Verstehen über das strenge Gesicht. Er tritt zur Seite, gibt mir den Weg nach unten frei und – habe ich mich getäuscht oder hat er sich sogar leicht verbeugt vor einer Pilgerin, die allein zu Fuß nach Santiago de Compostela wandert, wie in früherer Zeit Millionen Menschen aus ganz Europa?

Damals im Mittelalter sind die Pilger von ihrer Haustür aus losge-
laufen. Sie mussten, wenn sie unterwegs nicht umgekommen waren
und endlich das lang ersehnte Ziel erreicht hatten, auch wieder zu
Fuß heimwärts gehen. Ich stelle mir vor, dass dieser Rückweg auf
schon bekanntem Pfad sehr mühselig und langweilig gewesen sein
muss. Wahrscheinlich aber irre ich mich, denn die meisten Men-
schen sind vermutlich gerne wieder heimgekehrt. Mir fällt das Weg-
gehen leicht, es ist mit Freude und Erwartungen verbunden. Immer
ist es ein Aufbruch in eine ungewisse und deswegen aufregende Zu-
kunft, für die es sich lohnt zu leben. Die Rückkehr dagegen erscheint
mir jedes Mal so grau und unerquicklich, dass ich mich fragen muss,
warum ich überhaupt heimfahre. Und ich habe dann keine andere
Antwort parat als diese: Damit ich wieder losgehen kann.

Diese Menschen damals aber wagten eine Pilgerreise, die im Zei-
chen des Todes stand. Zu unsicher war in dieser Zeit das Reisen.
Überall am Weg lauerten Gefahren. Viele kamen durch Entkräftung,
Kälte und Schneestürme um. Andere wurden von Räubern getötet.
Manche wurden Opfer von Seuchen und verdorbener Nahrung. Alte
Gerichtsurteile zeigen, dass ein Menschenleben wenig galt. Wurde
einer des Diebstahls überführt oder auch nur dringend verdächtigt,
landete er unweigerlich am Galgen. Welcher Mut, welche Mühe und
Entsagung gehörten dazu, sich auf den Weg nach Santiago zu ma-
chen? Ich nehme an, dass diese Menschen das alles auf sich nehmen
konnten, weil sie einen starken Halt in sich trugen, nämlich ihren

Glauben. Der Glaube war gleichzeitig die Triebfeder für ihre Entscheidung, das »Jakobsgrab« aufzusuchen, sei es, um Buße für eine schwere Sünde zu tun oder um Hilfe gegen Krankheit und Leiden zu erleben. Andere hatten in einer schwierigen Lebenssituation ein Gelübde abgelegt, das erfüllt werden musste, nachdem ihr Flehen erhört worden war. Doch was mag mich in heutiger Zeit dazu bewegen, eine Fußwanderung zum heiligen Jakobus zu unternehmen? Ausgerechnet ich, die niemals beten gelernt hat, nicht mal getauft ist und Kirchen nur betritt, um sie zu besichtigen oder gegebenenfalls darin zu übernachten? Noch weiß ich es nicht. Während der Wanderung hoffe ich mehr Klarheit zu bekommen.

Ich bin aufgebrochen, um Antworten zu finden, Auskünfte über mich selbst. Was ich bin, was ich soll, wie ich weiterleben kann. Aber warum ausgerechnet eine Pilgerreise? Wenn ich Zeit zum Überlegen nötig hätte – und beim Gehen denkt es sich am besten –, könnte ich doch auch das Nordkap oder die südlichste Spitze von Europa zum Ziel wählen. Aber als ich von Santiago de Compostela hörte, stand für mich fest: Das solltest du tun, da musst du hin. Ich bin ziemlich Hals über Kopf aufgebrochen, es war schon eher eine Flucht. Am Morgen, als ich aufwachte, es war der 18. Mai, wusste ich noch nicht, dass ich gerade an diesem Tag losgehen würde. Da ahnte ich, es würde wieder einer jener schlimmen Tage werden, wie gestern und vorgestern, wie viele Tage eben. Ich würde mich tapfer an den Schreibtisch setzen und mich zum Arbeiten zwingen, aber ich würde mich nicht konzentrieren können und das, was ich dann geschrieben hätte, wäre nicht zu verwenden. Dann wieder dieses Lauern, ob das Telefon klingelt. Und wenn es tatsächlich läuten würde, dann würde ich nicht abheben aus Ärger über mich selbst, weil ich so sehr gewartet habe, und aus Furcht vor der Enttäuschung, dass es nicht der erwartete Anrufer ist. Oder ich würde selbst wählen, um – käme wirklich eine Verbindung zustande – schnell wieder aufzulegen, ohne mich gemeldet zu haben. Nein, aus diesem albernem, aber lähmenden Kreislauf musste ich raus! Ich packte meinen Rucksack,

ohne dass ich mir richtig bewusst war, wozu ich mich entschlossen hatte. Im Rucksackpacken habe ich Routine. Das kann ich fast ich im Schlaf, so oft habe ich das schon gemacht. Entscheidend ist, so wenig wie möglich mitzunehmen – nur das Nötigste eben.

Früher war ich stolz, Riesenrucksäcke tragen zu können, die die Hälfte meines eigenen Gewichtes hatten. Doch inzwischen bin ich klüger geworden. Wandern macht einfach mehr Spaß, wenn man nicht wie ein Lastesel schleppen muss. Und es ist doch erstaunlich, mit wie wenigen Dingen man unterwegs auskommt.

Nachdem ich mit dem Packen fertig war, bin ich mit dem Rucksack eilig zum Bahnhof und habe mir dort erklären lassen, welche Fahrkarte ich lösen muss, um möglichst nahe an die Pyrenäen nach St.-Jean-Pied-de-Port zu gelangen. Von meiner Münchner Haustür aus wollte ich nicht loslaufen. Ich hatte keine Lust, so lange in Autoabgasen und Verkehrslärm zu wandern. Im Unterschied zu Frankreich und Spanien ist der »Jakobsweg« in Deutschland nicht erhalten geblieben. Wie Schnüre, die sich zu einem Seil vereinen, ziehen sich die Wege durch Frankreich konzentrisch auf die Pyrenäen zu. In Spanien endlich, ab Puente la Reina, vereinen sich alle Wege zu einem einzigen – dem »camino de Santiago«. Für Hin- und Rückreise braucht man zu Fuß von Deutschland aus etwa vier Monate. Doch früher waren viele Pilger ein halbes Jahr und länger unterwegs, wenn sie an manchen Stationen eine ausgedehnte Andacht hielten, Umwege zu berühmten Heiligtümern einschlugen oder sich in den Hospitälern gesund pflegen lassen mussten.

Ich konnte mich auch nicht entscheiden, die Wanderung in Frankreich schon zu beginnen, weil mir erstens nur drei französische Wörter geläufig sind und ich zweitens nicht wusste, welche der vielen möglichen Routen ich wählen sollte. Immer würde ich denken, die anderen Wege, die ich nicht ginge, wären viel schöner, aufschlussreicher und interessanter gewesen. Warum sollte ich einen auswählen und die anderen vernachlässigen? Da war es besser, dachte ich, gleich bei St.-Jean-Pied-de-Port am Fuß der Pyrenäen zu